



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Frankreichs, als erste Macht Europas zu sterben und sich, genesen, als eine der zweiten zu erheben.

Die Französlinge am Genfersee, die sich an der Sonne Frankreichs wärmten, so lange diese höher am Himmel stand, fröstelt es im germanischen Licht. Was in Europa schwach, krank und verlogen ist, fühlt sich von Frankreich angezogen und schüttelt sich bei dem Gedanken an Deutschland. Auch die Broschüre, von der wir hier sprechen, ist so ein politisches Zähneklappen. Aber wir lassen uns davon nicht anstecken. Welche Philosophie könnte uns auch überzeugen, daß Frankreichs Schwäche durch die Verminderung unsrer Kraft zu heben sei? Wir wissen wohl, daß der Glaube an den tierischen Magnetismus wie eine Geistesepidemie in Frankreichs Gerichtssäle und Spitäler eingedrungen ist, aber Germania ist weder so abergläubisch noch so nervös, Frankreichs Medium zu spielen. Das politische Gewitter des ausgehenden Jahrhunderts, dessen Schwüle auch wir empfinden, sammelt sich weiter im Westen, als Herr Tallchet meint. Er möge seine Augen öffnen, so wird er die Wolken näher bei Genf als bei Straßburg sich verdichten sehen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Ich lernte ihn zufällig im Rosenthal bei Bonorand kennen, wo wir beide während der schönen Jahreszeit bei unsern Morgen Spaziergängen unsern Kaffee zu trinken pflegen. Wir waren uns schon wiederholt begegnet und hatten dann gelegentlich an demselben Tische Platz genommen. Zufällig; er hatte eine Zeitung vor dem Gesicht, sodaß ich ihn erst erkannte, als er diese beiseite legte. Dann waren wir in ein Gespräch gekommen, das mit einem natürlichen Meinungsaustrausch über den schönen Morgen begann und dann zur Bestätigung der schon von uns gemachten Beobachtung führte, daß er seinen Kaffee trank, ehe er sich auf seinem Schlendergang in die Waldniederung vertiefte, während es bei mir die Krönung und Belohnung für den meiner zunehmenden Beleihtheit dargebrachten Opfermarsch bildete. Dann waren wir auf interessante Tagesfragen übergegangen, und es hatte sich für einen lebhaften Austausch genügende Verschiedenheit der Meinungen gezeigt. Wir hatten Gefallen an einander gefunden, setzten uns in der Folge öfter zusammen, ehe er in den Wald und ich zurück in die Stadt ging, und hatten uns schließlich vom Kellner ein für allemal den Tisch belegen lassen, an dem wir uns jetzt ziemlich regelmäßig zusammensanden. Er ist eine lebhafte Natur, und seine oft paradoxen Ansichten machen mir Spaß. Manchmal weiß ich nicht, ob er im Ernst oder im Scherz spricht, wenn er mit blitzenden blauen Augen eine Sache erörtert oder verfährt. Lache ich dann, so kann er zornig werden und läuft mit langen Schritten davon. Aber der Ärger ist nicht nachhaltig, am andern Tage ruft er mir wieder mit erquickend heittrer Miene sein frisches Guten Morgen zu, wenn er rasch und elastisch in den Garten einbiegt.

Ich werde wohl sozialdemokratisch wählen, sagte er dieser Tage, indem er nachdenklich seinen Kaffee umrührte.

Natürlich, erwiderte ich, es muß alles verrungenirt werden.

Nein nein, es ist meine ernste Absicht, sagte er, indem er den Kopf erhob und mich eindringlich anblickte; ich halte es für meine Pflicht.

Ich bitte um Verzeihung, erlaubte ich mir zu bemerken. Pflicht ist nach meiner Meinung, daß man in der Lage, in der wir uns jetzt befinden, nichts thut, was sie noch gefährlicher machen kann. Pflicht ist, daß wir Männer wählen, die die Militärvorlage bewilligen. Haben Sie etwas gegen unsern Kompromißkandidaten, vielleicht weil er ein Wilder ist, und weil die Nationalliberalen durch seine Auffstellung auf ihre führende Rolle verzichtet zu haben scheinen, so ist der Argz darüber doch kein Grund, nun den Umstürzler zu wählen. Was soll daraus werden, wenn wieder ein Reichstag zu stande kommt? Wollen Sie die Russen und die Franzosen über uns kommen lassen?

Ich ärgere mich gar nicht, antwortete er ruhig; ich habe auch keine Furcht vor den Russen und den Franzosen, und vor den Sozialdemokraten noch weniger. Die Militärvorlage ist mir im Augenblick ziemlich gleichgiltig. Wir können mehr Soldaten brauchen, gewiß, wenn wir in die Lage kommen, uns ihrer bedienen zu müssen, und Sie wissen, daß das mein Wunsch ist, daß ich also auch für die Militärvorlage stimmen würde. Aber ich halte es für ganz gleichgiltig, ob sie der nächste oder der übernächste Reichstag bewilligt. Die Russen und die Franzosen haben uns bis jetzt noch nicht gefressen und werden es auch in der nächsten Zeit bleiben lassen. Es kommt auf einige Wochen nicht an. Was ich aber für nötig und unbedingt geboten halte zum Heile Deutschlands, ist, daß wir aus diesen ebenso elenden wie lächerlichen Parteiverhältnissen herauskommen, daß wir diese uns nasßführenden Berufsparlamentarier loswerden und eine Volksvertretung erhalten, die wirklich eine ist, die die Bedürfnisse des Volks kennt und für sie arbeitet, statt, wie alte Weiber Strümpfe, in fieberhafter Emsigkeit nach der Elle Geseze zu stricken, die keinen andern Zweck zu haben scheinen, als das ganze Volk zu „Strafthätern“ zu machen.

Und deshalb wollen Sie sozialdemokratisch wählen, Sie Realpolitiker? fragte ich lachend. Wenn lauter Sozialdemokraten in den Reichstag kämen, wäre freilich mit der Parteiwirtschaft gründlich ausgeräumt!

Ja, deshalb eben, antwortete er. Aber nicht, um den Sozialdemokraten den Reichstag einzuräumen, sondern um den Regierungen Gelegenheit zu geben, mit allen faulen Elementen aufzuräumen. Ich würde es für ein großes Glück halten, wenn jetzt ein Reichstag gewählt würde, der die Militärvorlage nochmals ablehnte. Er würde ja sofort wieder nach Hause geschickt werden. Aber dann könnten die Regierungen auf eine Verfassungsänderung wählen lassen, die uns eine andre Vertretung brächte. Eine vernünftige Interessen-, Stände-, Berufsvertretung! Meine Hoffnung ist, daß die Dinge diesen Lauf nehmen, und deshalb lege ich mir alles Ernstes die Frage vor, ob es nicht das vernünftigste wäre, sozialdemokratisch zu wählen.

Ja Ständevertretung! rief ich. Dazu müßten wir erst Stände haben! Woher sollen wir sie nehmen? Und wenn nun wirklich Gevatter Schneider und Handschuhmacher zur Vertretung ihrer Handwerksinteressen in den Reichstag kommen, wer soll dann über die großen politischen Fragen entscheiden? Werden Interessensvertreter dazu imstande sein?

Nun, ich sehe doch, wie es rings um uns anfängt, sich zu gliedern und zu

Genossenschaften zusammenzuschließen, sagte er. Den einen Nutzen haben doch unsere Arbeiterschutzesetze, daß sie die Leute zwingen, sich zum Schutz gegen sie zusammenzutun. Auch auf andern Gebieten und in andern Lebenskreisen als zwischen Arbeitern und Arbeitgebern sieht man sich zu größern und kleinern Berufsverbindungen genötigt, wie es die Landwirte, die Ärzte, die Lehrer, die Pastoren zeigen. Und andre Berufs-genossenschaften giebt es vielfach schon lange, die entweder wissenschaftliche Zwecke haben oder sich auf Internes, Unterstützung, Versicherung u. s. w. beschränken. Warum sollen sie aber nicht nach außen politisch wirkend auftreten, Wahlkörperschaften bilden können? Lassen Sie nur die Parole ertönen, Sie werden sehen, daß die Stände zusammenschließen, wie die Krystalle, über Nacht. Was aber die Frage des Urteils in rein politischen Dingen und in solchen der großen Politik betrifft, in denen der Reichstag zu entscheiden haben wird, glauben Sie nicht, daß das Umgekehrte ebenso gut gehen wird wie das, was jetzt geschieht? Jetzt haben reine Politiker, Juristen, Beamte — Leute, die oft nicht die blasse Ahnung von den Dingen des praktischen Lebens haben, über die sie verhandeln und beschließen, die Entscheidung über diese ebenso wie über die allgemeinen Fragen. Künftig würden tüchtige Fachleute aus allen Berufen vor diese allgemeine Fragen gestellt werden, die ein feineres Gefühl für das Nützliche und Schädliche haben würden. Der Reichstag würde sich in zwei reinliche Gruppen des Für und Wider spalten, ohne Parteischacher, und die gesunde Vernunft würde wieder mehr Chancen haben, den Ausschlag zu geben.

Für die Beamten würde die Sache ihr bedenkliches haben, warf ich ein.

Ja die gehören eigentlich gar nicht hinein, sagte er. Beamte — wenigstens gewisse Kategorien, die jetzt häufig darin sind — das heißt doch eigentlich Regierung am grünen Tisch und Regierung vor dem grünen Tische. Das ist doch offener Unsinn. In die Volksvertretung gehören keine Mitglieder der Regierung irgend welcher Art, dadurch wird die ganze Sache zur Illusion. Die Beamten, die sich von der Regierung ungenügend unterstützt glauben, können Anträge an den Reichstag stellen!

Er stand auf. Nein, ich habe nur die eine Sorge, setzte er hinzu, indem er mir die Hand schüttelte und sich zum Gehen wandte, daß die Realpolitiker, ich meine die Sozialdemokraten, wenn sie in großer Zahl in den Reichstag gewählt werden, am Ende so schlau sind, die Militärvorlage zu bewilligen, um dann fünf Jahre lang Hecht im Karpfenteich sein zu können. Ein Karpfenteich wirds ja wohl werden! Deshalb bin ich auch noch unsicher, wie ich wirklich vernünftigerweise wählen soll. Leben Sie wohl!

Unsre Seefischerei. In diesen Tagen, wo so viele kurzichtige und böswillige Behauptungen darüber aufgestellt werden, daß deutsche Volk sei zu arm, die Kosten für die neue Militärvorlage zu tragen, scheint es am Platze zu sein, doch einmal darauf hinzuweisen, daß wir Deutschen jahraus jahrein rund etwa fünfzig Millionen Mark vergeuden, d. h. dem Auslande überlassen, die wir durch Arbeit uns selbst verdienen könnten. In allen Meeren der Welt, sobald man eine Kanonenschußweite, d. h. nach jetzigem Maß drei Seemeilen von den Küsten entfernt ist, ist der Fischfang frei und kann von jedermann betrieben werden; nur einige Fischereigebiete sind durch internationale Verträge bestimmten Staaten zugesprochen worden. Unsre deutsche Seefischerei hat aber bis jetzt kaum ein Fünftel des Fischbedarfs für Deutschland geliefert.

Nach der „Statistik des deutschen Reichs“ betrug im Jahre 1891 der Uberschuß der Fischeinfuhr in den deutschen Handel gegen die Ausfuhr an

frischen Fischen	41 114 500 kg im Werte von	9 985 000	Mark
getrockneten Stockfischen	1 052 500	630 000	„
gefalznen Stockfischen	3 511 000	1 972 000	„
in Essig und Öl zubereiteten feinem Fischen	770 300	1 224 000	„
gefalznen Heringen	169 975 300	32 468 000	„
Muscheln und Seeschalieren (ausgenommen Austern und Hummern)	27 300	8 000	„
Austern	823 200	971 000	„
Fisch- und Robbenspeck, Fischthran	12 867 100	4 587 000	„
Walffischbarten	72 000	3 556 000	„
Robben- und Seehundsfellen	12 800	36 000	„
		55 437 000	Mark.

Fast alle diese Fische u. s. w. könnten auf deutschen Schiffen im freien Meere von deutschen Seefischern gefangen werden. Wir richten die Frage an unsre Nationalökonomien, warum das nicht geschieht. Ihre Beantwortung scheint nicht leicht zu sein. Das Verständnis unsrer Leser für die Hochseefischerei zu wecken, dazu wird sich noch eine andre Gelegenheit finden. Hier soll nur mit Nachdruck auf die Thatfache aufmerksam gemacht werden, daß wir fünfundsünfzig Millionen Mark dem Auslande zahlen für Lebensmittel, die uns, wenn wir selbst zugriffen, keinen Pfennig kosten würden.

Und noch etwas: an Kaviar und Kaviarjurrogaten beträgt die Einfuhr 3 473 000 Kilogramm im Werte von 3 824 000 Mark; an Hummern und Schildkröten 321 000 Kilogramm im Werte von 800 000 Mark. Wir armen Deutschen also, die wir nicht wissen, wo wir das Geld für die Militärvorlage hernehmen sollen, haben dem Auslande im Jahre 1891 5 695 000 Mark bezahlen können, um uns dafür nur die Lektoreien an Austern, Kaviar, Hummern und Schildkröten zu kaufen! Zahlen sprechen doch zuweilen recht deutlich.

Hamburg

G W

Die Eidesnot. Eine vor kurzem erschienene kleine Schrift eines frühern Amtsrichters von Schrader „Zur Heilighaltung des Eides“ bietet zwar über diese Frage keine wesentlich neuen Gesichtspunkte, verdient aber als wiederholtes Anzeichen der ernstlichen Mißstimmung, in der unser Eidesrecht das Volksgemüt erhält, einige Beachtung. Angesichts der unzweifelhaften Mißstände, die hier obwalten, können solche Notschreie nicht oft, nicht dringend genug erhoben werden, haben sie doch genug an unbegreiflicher Taubheit bei den Stellen zu überwinden, wo man billig eine bessere Fürsorge für so wichtige Interessen unsers Volkslebens erwarten dürfte. Der Verfasser, der als Richter offenbar schwer unter dem Drucke der prozessualischen Eidesvorschriften gerungen und sich gelegentlich auch gewaltjam dagegen aufgebäumt hat, schließt mit den Worten: „Wir hoffen eher auf den Beifall unbefangener Männer, als auf den der Juristen; wir wissen aber auch, daß eine Besserung eher aus dem Volke, als von den Schriftgelehrten zu erwarten ist“; und wer möchte wegen solcher Ansicht „den ersten Stein auf ihn werfen“? Den Gipfel des Unsinn, Zeugnisrecht und -pflicht der nächsten Verwandten eines Privatklägers, hat er noch nicht einmal in seiner Schrift berührt! Allmählich dämmert aber doch die Aussicht auf eine Besserung empor; das zeigen unter andern die anerkanntswerten Änderungen, die der österreichische Entwurf einer Zivilprozessordnung bei den Bestimmungen über Parteieid und Zeugenvereidigung vorschlägt, worüber wir bald noch näheres mitteilen werden. Die Schra-

derische Schrift verkennt aber nicht, daß der Richter auch bei der Lage unsrer deutschen Gesetzgebung doch einige Abhilfe in einer gründlichen Verhandlung der Sache mit den Parteien selbst finden kann und muß, die der „Entfremdung“ zwischen ihm und den Rechtsuchenden durch den dazwischengestellten Anwalt, der mangelhaften Veranschaulichung der streitigen Dinge, der unfreien, die Gebote wahrer Billigkeit mißachtenden Auslegung der Verträge, und was sonst noch alles dahin gehört, in Wahrheit entgegenzuwirken vermag. Fragt nur die Leute selbst, denn „so verlogen ist, Gott Lob, unser deutsches Volk noch nicht, daß man einander ins Gesicht unwahre Thatsachen [soll heißen: Unwahrheiten] zu behaupten oder wahre [soll heißen: Thatsachen] in Abrede zu nehmen [stellen] sich bestreift!“ Aber das geschieht eben, besonders bei unsern Kollegialgerichten nicht; hieß es dort früher: *Littera non erubescit*, so müßte man jetzt sagen — doch das jetzt passende Subjekt soll lieber verschwiegen werden. Und der erstaunlichen Weisheit, die eine Frage an die Partei, sozusagen um den vor ihr stehenden Anwalt herum, für verwerflich hält, muß es dann begegnen, daß die — Ehefrauen der Parteien als Zeuginnen erscheinen und gründlich ausgefragt werden dürfen und müssen, obwohl sie natürlich nur genau dasselbe wissen wie ihre vom Gerichte verschmähte Gehälftin, wodurch dann freilich der Vernunft wieder einigermaßen zu ihrem Rechte verholfen wird, die sich gern an der besten Quelle, bei Leuten, die wirklich um die Sache wissen, also bei den Parteien selbst Auskunft holt!

Fremdenführer. Während sich unsre großen Reisehandbücher — wir denken namentlich an die Wädekerschen und Meyerschen — in der letzten Zeit außerordentlich vervollkommen haben, zur Bearbeitung oder Durchsicht ihrer geschichtlichen, kultur- und kunstgeschichtlichen Teile hervorragende Fachmänner herangezogen haben und unausgesetzt bemüht sind, einander durch zweckmäßige, übersichtliche Gliederung und klare und schöne Darstellung zu übertreffen, bilden die Fremdenführer für kleinere Gebiete und namentlich für einzelne Städte noch immer zum guten Teil eine partie hontouse unsrer Reiselitteratur. Sie werden meist von ganz untergeordneten Skribenten, die weder die nötigen Kenntnisse noch die nötige Bildung dazu haben, gewerksmäßig hergestellt, immer wird dabei aus drei Schmökern urteilslos ein vierter, aus vierein ein fünfter zusammengeschrieben, und niemand nimmt sich die Mühe, einmal ernstlich einem solchen Machwerk zu Leibe zu gehen, weder kritisierend noch helfend. Kläglich ist es in dieser Beziehung auch um Leipzig bestellt. Wir haben hier, wie in jeder großen Stadt, eine Anzahl Konkurrenzunternehmungen, aber eine ist so schlecht wie die andre. Gut sind gewöhnlich die Karten und Pläne, aber um so miserabler ist der Text. Da nahmen wir denn natürlich einen „Führer durch Leipzig,“ den die Leipziger Volksschullehrer zur dreißigsten allgemeinen deutschen Lehrerversammlung ihren deutschen Kollegen in die Hände gegeben haben, mit ganz besondern Erwartungen zur Hand. Die deutschen Volksschullehrer sind ja bekanntlich „die Träger der Kultur.“ Auch in dem Begrüßungsgedicht, das ihnen in Leipzig einer der ihrigen zugerufen hat, wurde ihnen das wiederholt bekräftigt. An der Spitze aller deutschen Volksschullehrer aber marschieren die Leipziger. Wenn also deren „Litterarischer und Preßauschuß“ — so dachte man — für die gesamte deutsche Lehrerschaft einen „Führer durch Leipzig“ bearbeiten ließ, so mußte es doch endlich einmal was Gescheites werden. Die Herren sind ja samt und sonders durch ihr Amt verpflichtet, sich gründlich mit der Geschichte der Stadt zu beschäftigen, denn sie haben darin zu unterrichten (Heimatkunde!), und von einem „Litterarischen und Preßauschuß“ darf man wohl

auch erwarten, daß er seine Sache darzustellen verstehe. Aber wie sind wir enttäuscht worden! Dieser „Führer“ ist genau so schlecht wie alle seine Vorgänger, Auswahl und Anordnung des Stoffes werfen ein höchst bedenkliches Licht auf den geistigen Gesichtskreis und den Bildungsgrad des Bearbeiters, die geschichtlichen Teile wimmeln von Nachlässigkeiten, Irrtümern und unbewiesenen Fabeleien, und das Ganze ist in einer Sprache abgefaßt, wie sie uns selbst in dem schlechtesten kleinstädtischen Fremdenführer noch nicht vorgekommen ist.

Diesen Führer durchzulesen braucht man eine gute Stunde, ihn abzulaufen würde man mindestens vier bis fünf Tage brauchen, also ungefähr so lange, als die deutschen Lehrer überhaupt in Leipzig gewesen sind. Wichtiges von unwichtigem zu unterscheiden ist der Verfasser völlig unfähig gewesen. Das Reichsgerichtsgebäude z. B. thut er mit den drei Worten ab: „ein riesenhafter Neubau,“ und über ein Guseisen an einem Gitter der Nikolaikirche schreibt er eine dritte Seite! Von seinem Geschmack kann es eine Vorstellung geben, daß er die Studenten stets als „Musesöhne“ bezeichnet, den Marmor „Marmelstein“ nennt und vom alten Theater schreibt: „An diese Stätte der Muse Thaliens knüpfen sich die Namen der Geistesheroen Goethe, Schiller, Lessing.“ Seine Kunstbildung aber und sein Kunsturteil verrät sich wohl zur Genüge, wenn er die Pleißenburg als „historisches Bauwerk,“ die Universitätsbibliothek als „einen hehren Monumentalbau, der seinesgleichen sucht,“ das Konservatorium als „einen stilvollen Bau“ und einen Schrank im Rathause als „im Geschmack unsrer Altvordern“ gebaut bezeichnet, vom neuen Theater schreibt: „als (!) Hauptfassade zeigt es eine korinthische Säulenhalle“ und von der Thomaskirche: „Die Westseite zeigt den gothischen Stil am deutlichsten“ (du ahnungsvoller Engel, du!), die Leipziger Architektur überhaupt aber „seine volle Bewunderung herausfordert.“ Die Sprache des Buchs ist voller Fehler und Geschmacklosigkeiten. Für „haben“ schreibt der Verfasser überall „besitzen,“ was jetzt für eine besondre Feinheit zu gelten scheint; da „besitzt“ Leipzig ein Staatsgymnasium, es „besitzt“ sechs Bahnhöfe u. s. w. Ja, wenn es die besäße! Ganz besonderes Vergnügen macht es dem Verfasser augenscheinlich, die Aburnheit der Tagespresse mitzumachen, den Wohnort eines Mannes mit Bindestrichen an seinen Namen zu hängen: „Herr Baudirektor Licht=Leipzig“; sogar ein Künstler wie Rietschel muß es sich nachträglich noch gefallen lassen, „Rietschel=Dresden“ genannt zu werden, und Schinkel wird sogar als „Oberlandesbaudirektor=Berlin“ (sic!) bezeichnet. Dabei schlängelt sich nicht bloß die Führung, sondern auch die Geschichtserzählung in jenen unnachahmlichen Partizipialkonstruktionen vorwärts, die allwöchentlich die Zierde des Kladderadatschbriefkastens bilden: „Links in die Blücherstraße einlenkend, wird bald die Parthe überschritten“ — „Es folgen, nach links herumgehend, zwei Krieger“ — „1871 weggerissen, erhielt sich auf der Rückseite die Hauptfassade“ — „1551 durch Kurfürst Moriz erneuert, vollendete Kurfürst August den Ausbau“ u. s. w. Das Ärgste aber, wie gesagt, sind die geschichtlichen Schnitzer. Wir wollen die Leser dieser Blätter nicht mit den zahlreichen topographischen Irrtümern behelligen; sie haben nur für den Leipziger Interesse. Aber wie der Verfasser die Stadtgeschichte kennt, müssen wir doch an ein paar Beispiele zeigen. Daß er den „alten Neumarkt“ zu einem „alten Heumarkt“ macht, Gottsched bald 1760, bald 1766 sterben läßt und den Theaterdirektor Küstner aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts Küstner nennt, das mögen ja Druckfehler sein. Aber er bezeichnet auch die alte thönerne Kanzel der Nikolaikirche noch immer als die „Lutherkanzel,“ obwohl längst nachgewiesen ist, daß Luther seine Reformationspredigt in der Thomaskirche gehalten hat; er hält ein simples Weich-

bildkreuz, das deutlich die Jahrzahl 1536 trägt, für eine „Streitsäule“ des reformationseindlichen Herzogs Georg vom Jahre 1539; er giebt als Erbauungsjahr des Rathhausturms das Jahr 1474 (!) an, obwohl ihm jede „höhere Tochter,“ die man vor diesen Turm führen würde, sagen könnte, daß der untere Teil aus dem sechzehnten, der obere aus dem achtzehnten Jahrhundert stammen muß; er überrascht uns durch die Angabe von Leibnizens Geburtshaus, das bisher kein Mensch gekannt hat; aus der Geschichte des Theater in Leipzig erzählt er: „Bis zum Ende des siebzehnten (!) Jahrhunderts fanden Theatervorstellungen im Burgkeller (!) am Raschmarke statt. Als um die Mitte (!) des vorigen Jahrhunderts Karoline Neuber ihre Schauspielbude (!) in Leipzig aufthat, war es Gottsched, der mit der energischen Frau Direktorin den Hanswurst auf dem Fleischerplage (!) verbrannte (!) — ein Rattenkönig von Mißverständnissen, den auseinanderzufügen uns ein paar Seiten kosten würde. Aus Goethes Leipziger Studentenliebe Käthchen Schönkopf macht er ein Käthchen Schwarzkopf (!), giebt auch das Schönkopfsche Haus falsch an; von der Universitätsaula schreibt er, sie enthalte „außer den Standbildern sächsischer Fürsten die Büsten von Leibniz (von Knauer) und Gottfr. Herm. (sic!) von Rietschel († 1848),“ ich weißt also, eine Stelle irgend eines ihm vorliegenden ältern Führers mißverstehend, den großen Philologen Gottfried Hermann und den Bildhauer Ernst Rietschel zu einer Person Namens G. H. v. Rietschel zusammen!

Wir wollen zur Ehre der Leipziger Lehrerschaft annehmen, daß der Verfasser dieses Machwerks kein Leipziger Lehrer sei. Wäre es einer, dann würden wir aufrichtig die Kinder bedauern, die er in der Heimatkunde und — in der Muttersprache zu unterrichten hätte.

Vor kurzem hat sich in Leipzig, wie auch an andern Orten in den letzten Jahren, ein „Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs“ gebildet, und wie die Zeitungen berichtet haben, läßt dieser Verein jetzt einen neuen „Führer durch Leipzig“ bearbeiten, der in einer riesigen Auflage — man spricht von 100 000 Exemplaren! — gedruckt und umsonst an die in Leipzig einkehrenden Fremden verteilt werden soll. Wir sehen, offen gestanden, diesem neuen Führer mit Bangigkeit entgegen. Denn wenn er wieder nicht besser als seine Vorgänger, welche Verbreitung wird dann einem schlechten Buche gegeben werden! Die Herstellung guter städtischer Fremdenführer, die auch die Ansprüche höher gebildeter Menschen befriedigen könnten, ist wichtig genug, daß sich die städtischen Behörden ihrer annehmen sollten.



Litteratur

Kürzere Arbeitszeit. Mit besonderer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine von Theodor Traub, Stadtpfarrer in Stuttgart. Leipzig, Fr. Wilsch, Brunow, 1893

Diese Schrift bildet das achte Heft der zweiten Reihe der „Evangelisch-sozialen Zeitfragen.“ Der Verfasser kommt zu folgendem Ergebnis: „Das Streben der Arbeiter nach Verkürzung der Arbeitszeit ist berechtigt und darum zu unter-